

Reflexion & Aktion

Da Stereotypen über Muslim_innen und den Islam in unserer Gesellschaft kursieren und strukturell verankert sind, geht die Auseinandersetzung mit antimuslimischem Rassismus alle an:

- Wie werden als Muslim_innen markierte Menschen und der Islam in unserer Gesellschaft, z. B. in Medien dargestellt? Wann wird die Religion thematisiert, wann nicht?
- Gestehe ich als Muslim_innen markierten Menschen zu, dass sie ihre Diskriminierungserfahrungen am besten kennen?
- Wo müssen Betroffene damit rechnen, diskriminiert zu werden? Wo beobachte ich oder habe ich bereits antimuslimischen Rassismus beobachtet, ohne diesen als solchen wahrzunehmen? Welche vermeintlich positiv gemeinten Zuschreibungen habe ich bisher als Komplimente für die Betroffenen aufgefasst?
- Als Betroffene_r kann ich mir bewusst machen, dass eigene Erfahrungen nicht relativiert und hingenommen werden müssen, weil es sich um ein strukturelles Problem in unserer Gesellschaft handelt. Daher kann es empfehlenswert sein, bei Bedarf den Kontakt zu anderen Betroffenen zu suchen oder sich an eine Beratungsstelle zu wenden.
- Als Betroffene_r kann ich Schutzräume aufsuchen, in denen ich meine Erfahrungen mit anderen aufarbeite und mir somit das strukturelle Wesen des Rassismus verdeutliche, z. B. in einem Empowerment-Workshop.
- Alle können sich dafür einsetzen, dass marginalisiertes Wissen von Betroffenen in die Gesellschaft hineingetragen und somit ein Bewusstsein für die Existenz von antimuslimischem Rassismus geschaffen wird.

Funktion des antimuslimischen Rassismus – Sicherung von Machtverhältnissen und Privilegien

Als Herr Müller mit seiner Klasse über eine anstehende Klassenfahrt diskutiert, fragt er gezielt lächelnd die kopftuchtragenden Mädchen, ob sie denn überhaupt zum Ausflug mitkommen dürfen oder ob er dann Probleme mit ihren Vätern bekommen könnte. Die Klassensprecherin spricht den Schulleiter auf die Aussagen an, doch der entgegnet, an seiner Schule gebe es keinen Rassismus.

Rassistische Zuschreibungen rechtfertigen gesellschaftliche Rangordnungen und Herrschaftsverhältnisse. Indem als Muslim_innen markierten Menschen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, riskieren diese, diskriminiert zu werden. Sie gehören für die Diskriminierenden nicht, wie im obigen Beispiel deutlich wird, automatisch zur Gesellschaft dazu. Kontroversen wie bspw. um das muslimische Kopftuch haben unter anderem die Funktion, westliche Frauen in ihrem Selbstbild als moderne Frauen zu stärken und die eigene Gesellschaft aufzuwerten.

Verallgemeinernde Zuschreibungen verschlechtern wiederum die Chancen der Betroffenen in der Gesellschaft in den unterschiedlichsten Lebensbereichen. Mit Hilfe von Stereotypen werden diese Diskriminierungen gerechtfertigt und zementiert. Denn aufgrund der Benachteiligung der einen verfügen die anderen über Privilegien, die es ihnen ermöglichen, ihre Deutungen über „die Muslim_innen“ gesellschaftlich durchzusetzen.

„Was zur Hölle ist in diesem Land los, wieso twittert eine offizielle Polizeiseite aus NRW auf Arabisch? Meinen Sie, die barbarischen, muslimischen, gruppenvergewaltigenden Männerhorden so zu besänftigen?“

Beatrix von Storch, AfD-Politikerin

Auf der anderen Seite dient antimuslimischer Rassismus dazu, nationale Identität in Abgrenzung zum „Anderen“ zu formulieren, indem sich Menschen z. B. auf die „jüdisch-christliche Tradition“ der Aufklärung berufen. Auf „die Anderen“ werden dann Eigenschaften ausgelagert, die mensch nicht mit der eigenen Gruppe in Verbindung bringen möchte. „Sie“ verkörpern dann das Böse und liefern ein klares Feindbild. Das ist auch der Fall, wenn Phänomene wie Sexismus ausgelagert werden: „Die Anderen“ sind dann barbarisch, behandeln Frauen schlecht und sind aggressiv, während „wir“ als aufgeklärt und nicht sexistisch gelten.

Impressum

Düsseldorf 2018

Herausgegeben vom

Informations- und Dokumentationszentrum
für Antirassismusbearbeitung e. V.
Volmerswerther Str. 20
40221 Düsseldorf
Tel: 02 11 / 15 92 55-5
Fax: 02 11 / 15 92 55-69
Info@IDAeV.de
www.IDAeV.de

Text: Eden Mengis, Roxana Gabriel
Redaktion: Ansgar Drücker, Sebastian Seng

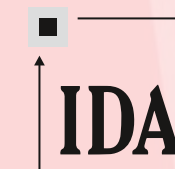
Mit freundlicher Unterstützung des Bundesministeriums
für Familie, Senioren, Frauen und Jugend



Gestaltung: Doris Busch Grafikdesign, Düsseldorf
Titelfoto: mosaiko/photocase.de
Druck: Köllen Druck und Verlag GmbH, Bonn

Was heißt eigentlich ...

Antimuslimischer Rassismus?



Informations- und Dokumentationszentrum
für Antirassismusbearbeitung e. V. (IDA)

„Der Islam“ und „die Muslime“ als Feindbilder

Bilal sucht mit seiner Freundin eine Wohnung. Als sie zum Besichtigungstermin erscheinen, öffnet ihnen eine Maklerin die Tür. Sie blickt zu Bilal und meint dann, dass für den Vermieter Muslime nicht als Mieter infrage kommen. Die kulturellen Unterschiede seien einfach zu groß und arabische Männer wären oft laut und würden den anderen Hausbewohnern Angst einjagen. Das spiegele natürlich nicht ihre eigene Meinung wider. Sie selbst sei ein großer Fan exotischer Kulturen und liebe die orientalische Küche.

Bilal ist Atheist, in Deutschland geboren und aufgewachsen. Ein arabischsprachiges Land hat er bisher nicht besucht. Allerdings begegnet ihm eine solche Haltung nicht zum ersten Mal. Er wird oft Gruppen zugeordnet: „Muslimen“, „Arabern“, „Südländern“. Mal wird er für einen fundamentalistischen Muslim gehalten, mal als frauenverachtend oder antisemitisch eingeschätzt. Es scheint, als würde er nie richtig dazugehören, sondern immer „der Andere“ sein.

- Wer wird markiert, wenn über Muslim_innen gesprochen wird?
- Mit welchen Bildern über Muslim_innen und den Islam werden die Betroffenen in ihrem Alltag konfrontiert und woher stammen diese?
- Welche Folgen haben diese Bilder für das Leben der davon betroffenen Menschen?
- Was verbirgt sich hinter vermeintlich positiv gemeinten Zuschreibungen?

Sowohl in Deutschland als auch in anderen europäischen Gesellschaften sind antimuslimische Ressentiments ein weitverbreitetes Phänomen. Der Islam wird dabei nicht als Teil der Gesellschaft betrachtet, sondern als ihr fremd gegenüberstehend dargestellt. Das hat Folgen für Menschen,

die als Muslim_innen markiert werden, auch ohne dass sie sich selbst als solche bezeichnen würden. Sie werden zu „Anderen“ gemacht (Veränderung/Othering), stoßen auf Zuschreibungen und erleben Diskriminierungen.

Die über den Islam und Muslim_innen vorherrschenden Vorstellungen beschränken sich nicht auf religiöse Aspekte. Vielmehr werden Muslim_innen rassifiziert. D. h. sie werden aufgrund äußerlicher Merkmale als eine einheitliche Gruppe gedacht und ihnen werden bestimmte Eigenschaften zugeschrieben, die weit über die Religion hinausreichen. Gleichzeitig lässt sich ein Prozess der Kulturalisierung beobachten: Er hat unter anderem zur Folge, dass Missstände in mehrheitlich muslimisch geprägten Ländern auf den Islam zurückgeführt und nicht mit dem jeweiligen politischen System, der wirtschaftlichen Lage oder anderen Aspekten – wie dem historischen und aktuellen Einfluss des „Westens“ auf die jeweiligen Länder – in Verbindung gebracht werden.

Mit der Religionszugehörigkeit werden außerdem bestimmte Verhaltensweisen, politische und gesellschaftliche Ansichten unterstellt. Dies führt dazu, dass als Muslim_innen markierte Menschen im Alltag riskieren, häufig auf ihre (vermeintliche) muslimische Identität reduziert zu werden, z. B. wenn sie aufgefordert werden, sich zu Taten anderer Muslim_innen zu positionieren oder diese zu rechtfertigen.

Orient und Okzident – die Geschichte der Erschaffung des „Anderen“

Um heute bestehende Bilder und Stereotype über den Islam zu begreifen, lohnt sich ein Blick in die Geschichte. Zahlreichen Bildern, die vor langer Zeit entstanden sind, begegnen wir auch heute noch.

Bereits sehr früh entstanden im Westen Vorstellungen über den sogenannten Orient, in denen

dieser als Europas fremdes Gegenüber dargestellt wurde. Als Hauptunterscheidungsmerkmal dienten damals schon die Religionen. So wurde der Islam als nicht vereinbar mit dem christlichen Westen gezeichnet. Die im 18. Jahrhundert entstehenden Rassentheorien übernahmen diese Bilder und rechtfertigten mit ihrer Hilfe die Überlegenheit der eigenen „Rasse“, Kolonialismus und Imperialismus.

Auch in der Gegenwart wird auf das Bild eines rückständigen Islam zurückgegriffen, um außenpolitisches Vorgehen und militärische Interventionen zu rechtfertigen. Dies gelingt, indem muslimisch geprägte Länder aufgrund der Religion als defizitär beschrieben werden und suggeriert wird, dass diese Länder zivilisiert und vom fortschrittlicheren Westen gerettet werden müssten.

Selbst die vermeintlich positiven Zuschreibungen über „den Orient“, bei denen es sich vor allem um Bilder handelt, die den Fantasien westlicher Akteur_innen entsprungen sind, tragen letztendlich zur Verfestigung der Abgrenzung bei.

Antimuslimischer Rassismus, Islamfeindlichkeit, Muslimfeindlichkeit oder Islamophobie?

Die Theorie des **antimuslimischen Rassismus** geht davon aus, dass erst im Prozess der Veränderung Menschen zu einer vermeintlich einheitlichen Gruppe zusammengefasst werden und dadurch „fremd“ gemacht werden. Die Verwendung des Begriffs Rassismus verdeutlicht hierbei, dass diese Gruppe im Zuge dieses Prozesses überhaupt erst geschaffen, d. h. konstruiert wird, und dass sich dies für die markierten Menschen im Alltag, institutionell und gesellschaftlich negativ auswirkt.

Im Begriff **Islamophobie** verbirgt sich das Wort Phobie. Es benennt eine krankhafte Angst oder Abneigung, die bei einigen Menschen auftritt. Der Begriff der Islamophobie suggeriert folglich eine Art natürliche Abwehrreaktion und ein Unvermögen, sich rational mit dem Islam auseinanderzusetzen. Er unterstellt daher, dass ein prinzipiell richtiges Urteil über „den Islam“ möglich ist. Zudem bleibt unberücksichtigt, wie bestimmte Vorstellungen über „den Islam“ gesellschaftlich erst geschaffen wurden und sich in den Köpfen der Menschen verfestigen konnten.

Bei den Begriffen **Islam- und Muslimfeindlichkeit** wird ebenfalls die objektive Existenz einer homogenen Gruppe (Muslim_innen) suggeriert, wobei der Begriff der Muslimfeindlichkeit stärker die betroffenen Personen in den Blick nimmt. Bei beiden Begriffen liegt der Fokus auf (individuellen) Einstellungen gegenüber dieser Gruppe. Daher werden Ausschlüsse ausgeblendet, die ohne bewusste feindselige Absicht und ohne Ungleichbehandlung stattfinden. Diese haben für als Muslim_innen markierte Menschen in Deutschland aber Folgen auf verschiedenen Ebenen: für ihren Alltag, ihre Behandlung in und durch Organisationen und Institutionen sowie auf gesellschaftlicher Ebene.

Die Tatsache, dass z. B. in einer städtischen Kita der Kalender ausschließlich von christlichen Festen geprägt ist, vermittelt den Kindern den Eindruck, dass die christlichen Feiertage als normal gelten, während die religiösen Hintergründe aller anderen Kinder unberücksichtigt bleiben können.

Der Untersuchung solcher strukturellen Bedingungen für Ausschlüsse widmet sich die Theorie des antimuslimischen Rassismus.